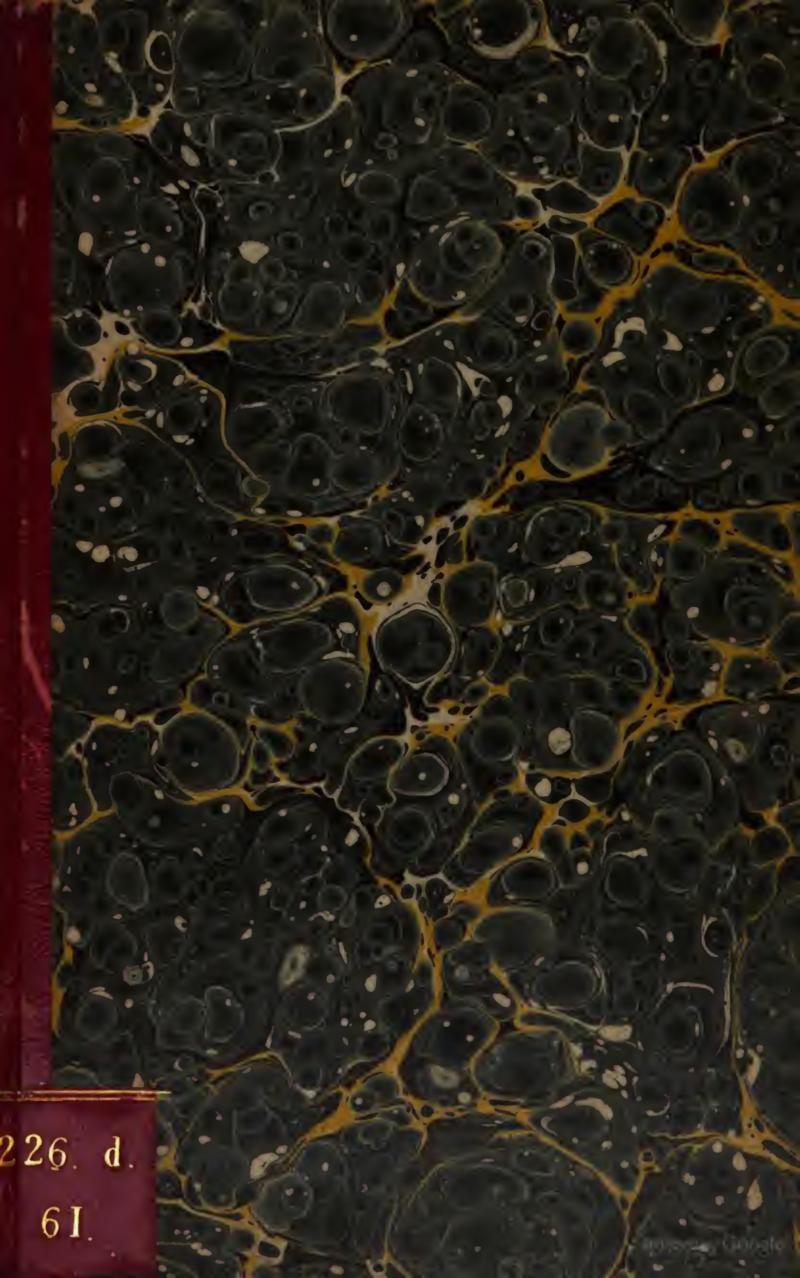










Sendschreiben an Lord W.

über den

Militair-Aufstand in Indien,

seine Ursachen und seine Folgen

von



Leopold von Orlich.

Leipzig,
Verlag von Gustav Mayer.
1857.



Verehrter Freund!

Sie verlangen von mir, dass ich meine Meinung über die Ursachen und Folgen der Militair-Revolution öffentlich aussprechen soll. Ich habe Anstand genommen, Ihren Wünschen und ähnlichen Forderungen anderer Freunde nachzukommen, weil ich weiss, wie viele ausgezeichnete und erfahrene Männer unter Ihnen leben, die mit dem Gange der Dinge und den Ursachen dieser Begebenheiten besser vertrauet sind, als ich es bin, und als competente Richter auftreten können. Aber seitdem auf dem Continente — die Augsburger Allgemeine Zeitung und das Journal des Débats sind die einzigen mir bekannten Zeitungen auf dem Continent, welche dies Ereigniss mit Ruhe und Sachkenntniss besprechen — und selbst in der englischen Presse Ansichten und Urtheile verbreitet werden, welche die gränzenloseste Unkenntniss der Zustände und der Regierung Indiens an den Tag legen, möchte es vielleicht von Nutzen seyn, die Stimme eines Unbefangenen und Unparteiischen zu vernehmen, welcher seit seiner Rückkehr aus Indien nicht aufgehört hat, den Gang der dortigen Begebenheiten und seiner Regierung zu verfolgen.

Beinahe überall, in der Presse wie im Munde der Gebildeten, hören wir die bittersten Anklagen, Theilnehmendes mit schadenfrohen Aeusserungen vermischt, und die britische Regierung als

grausame und fehlerhafte verklagt, weil sich plötzlich ein so furchtbares Gefühl der Rache gegen die Engländer Bahn gebrochen hat. Bald wird der Ostindischen Compagnie oder dem Board of Control alles Unheil in die Schuhe geschoben; dann bald diesem bald jenem General-Gouverneur oder anderen höheren Beamten; dann abgelebten Generalen und unbrauchbaren Beamten. Es würde von grosser Unkenntniss der Verwaltung Indiens zeugen, wollte man irgend einem Theile ausschliesslich die Schuld dieser unglücklichen Catastrophe beimessen. Aber mich überraschen die unsinnigsten Ansichten und Meinungen nicht. Denn als ich aus Indien heimkehrte, erschrak ich über die Unwissenheit der Engländer aller Stände, Indien, seine Geschichte und seine Verwaltung betreffend. Was ich nicht weiss, macht mich nicht heiss, kann man hier in Wahrheit sagen. Ich fühlte mich beschämt, als mich ein Parlaments-Mitglied eines Tages aufsuchte, um sich von mir Auskunft über einige Tagesfragen, Indien betreffend, zu holen, indem das geehrte Mitglied sich vorgenommen hatte, im Unterhause darüber zu sprechen.

Diese Ereignisse in Indien sind aus denselben Folgen entstanden, aus denen die traurigen Erfahrungen im Krimm-Feldzuge sich ergaben. Man konnte sich nicht entschliessen oder fühlte sich nicht stark genug, diejenigen Reformen im System der Regierung und in der Militair-Verfassung vorzunehmen, welche absolut nothwendig waren, wollte man sich der gefahrvollen Uebel entledigen. Sie wissen, dass selbst der Herzog von Wellington diesen Reformen nicht geneigt war, seine eigenen Erfahrungen vorgebend, dass es diese Armee sey, mit welcher Er in beiden Welttheilen so Grosses, ja Unglaubliches geleistet habe. Leider vergass dieser grosse General und Staatsmann, dass die Armeen auf dem Continent solche Reformen eingeführt hatten, wie solche sich durch die Erfahrungen der letzten Kriege als zweckmässig bewiesen hatten; — und dann, dass ein grosser Charakter und Geist wie der Herzog von Wellington, selbst eine fehlerhaft organisirte Armee zu heben und zum

Siege zu führen versteht. Solch eine Militairmaschine kommt aber aus ihren Fugen, wenn der grosse Führer fehlt, und muss zu solchen Resultaten führen, wie wir sie in der Krimm sahen, und wie sie sich gegenwärtig in Indien zugetragen haben.

Es würde jedoch voreilig seyn, einen solchen Militair-Aufstand, welcher einzig in der Geschichte stehender Heere dasteht, allein aus diesen Vernachlässigungen herleiten zu wollen, indem recht eigentlich hier, die kriegerischen Begebenheiten seit den letzten zwanzig Jahren, politische Missgriffe, religiöse Einwirkungen, eine falsche Erziehungsmethode und all die aus dem Fortschritt der Zeit hervorgehenden Eindrücke auf die Gemüther dabei Einfluss hatten. Nicht zu vergessen die Fehler, welche von solchen Männern begangen wurden, deren Wirkungskreis von Einfluss auf die Lebens- und Denkweise der Indier waren.

Man kann mit Sicherheit feststellen, dass das erste Warnungszeichen sich durch das unglückliche Ereigniss von Cabul im Winter 1841/42 kund that. Während man sich sorglos, beinahe tausend englische Meilen von seiner Operationsbasis, unter einem treulosen Volke der Sicherheit überliess, fällt wie aus heiterer Höhe über Europa und Asien die Nachricht, dass ein englisches Corps in Cabul vernichtet ist, und die als lebend übrig gebliebenen Offiziere und ihre Frauen den Afghanen als Gefangene in die Hände gefallen sind. Unseren Tagen sind noch lebhaft die Eindrücke und die Ursachen dieser traurigen Begebenheiten geblieben. Mangel an Einheit in der Leitung zwischen Civil- und Militairbehörden, so wie ein familiäres Wesen von Sir Alexander Burnes mit den Eingebornen und andere politische Missgriffe machten es Akbar Khan möglich, die meisten Afghanen Häuptlinge für sich zu gewinnen und den Feringhis den Krieg zu erklären. Die Kunde von diesem Ereigniss, dass englische Offiziere sich als Gefangene in den Händen der Afghanen befanden, machte einen mächtigen Eindruck auf die Armeen aller Präsidentschaften Indiens. Der denkende Indier, wie viele der Sepoys, erkannten, dass der unüberwindlich geglaubte

Brite eine verwundbare Stelle habe; die Heimkehrenden erzählten von den Leiden, die sie und ihre englischen Offiziere erduldet hatten. Zwar wurden auch viele herrliche Züge von Aufopferung und Hingebung der Sepoys für ihre Offiziere bekannt, aber der Nimbus, mit welchem Englands Macht in den Köpfen der Indier herangewachsen war, hatte den ersten Stoss bekommen.

Auch, dass es der britischen Macht nicht möglich war, den Oberst Stoddart und Capitain Conolly zu retten, welche Beide gleich Martyre in Bockhara dem Tode geopfert wurden, ging von Mund zu Mund, und konnte auf manche der Indier, namentlich muselmannische Fürsten, nicht ohne Einfluss bleiben.

Zur Zeit jener Ereignisse wurde Lord Ellenborough als General-Gouverneur nach Indien gesandt, und eine glücklichere Wahl konnte schwerlich in jenen Tagen getroffen werden. Seiner Charakterfestigkeit und Unparteilichkeit, seiner Liebe für den Soldatenstand ist es zu danken, dass die in der Armee und besonders die in der Bengalens herrschende gedrückte Stimmung gehoben wurde. Der Offizier, welcher sich dem Civilbeamten hintangesetzt glaubte, fand in Lord Ellenborough den Schutzherrn, den Förderer seiner Interessen, wie er in jener Zeit unumgänglich nöthig war. Die siegreich aus Afghanistan heimkehrenden Corps unter Sir George Polluck, Sir Robert Sale und Sir William Nott gaben dem Indischen Heere wieder das Selbstgefühl der Kraft und des Sieges zurück. Aber es zeigten sich auch leider Gebrechen und Uebelstände, welche seit Jahren gebräuchlich, höchst nachtheiligen Einfluss auf das Heer haben mussten.

Wie Sie wissen, wurde mir in Poonah, wo damals das Hauptquartier des commandirenden Generals der Bombay-Armee, Sir Thomas M'Cmahen, sich befand, die erste Gelegenheit, ein beträchtliches Corps des indischen Heeres zu sehen, und mit Sir Charles Napier bekannt zu werden. Unvergesslich wird mir der Eindruck bleiben, den das 14. Dragoner Regiment auf mich machte, welches erst seit wenigen Tagen auf arabischen Pferden beritten

gemacht, Evolutionen ausführte, die nur die gewandtesten Reiter auf rohen Pferden zu leisten im Stande sind. Unter den Eingebornen war es die irregulaire Cavallerie, die sich höchst vortheilhaft auszeichnete.

Wenige Tage darauf ging ich, als Adjutant dem General Sir Charles Napier zugetheilt, auf ein Dampfboot mit 150 Mann des 28. Regiments Königin und 100 Mann Sepoys nach Kuradschi am Indus ab. Es war auf dieser unglücklichen Fahrt, wo wir in vier Tagen einen Capitain und einige sechzig Mann an der Cholera verloren; treffliche Soldaten, die eines besseren Schicksals werth gewesen wären. Bald nach unserem Eintreffen in Kuradschi wurde der General Sir Charles Napier bei einem Raketenversuch verwundet und musste mehrere Tage das Zimmer hüten. Diesem Umstande verdanke ich es, mit diesem berühmten General näher bekannt geworden zu seyn. Denn ich verplauderte die Abende oft bis Mitternacht an seinem Lager, im Austausch über die Kriegskunst eines Gustav Adolph, Friedrich, Napoleon und des Herzogs von Wellington. Von diesen grossen Generalen wurden wir auf die Generale unserer Tage geführt, und auf die Verfassung und den Zustand der europäischen Heere und endlich den der Armee Indiens. Sir Charles sprach später in einem Briefe, den ich nach der Schlacht von Meeanee von diesem berühmten Generale erhielt, seine Ansichten mit jener Klarheit und Schärfe aus, wie sie ihm eigen ist. Leider ist mir dies höchst interessante Schreiben nicht zur Hand, sonst würde ich es Ihnen mittheilen.

Sir Charles Napier beklagte die unnöthige Schwerfälligkeit der indischen Armee, den Luxus, der unter den Offizieren eingerissen sey und den Mangel an Einfachheit im Genuss und im Leben. Er hatte mein kleines Zelt gesehen, eines, wie es der Soldat und die Diener zu haben pflegen, und er sagte mir: „wenn ich kann, so sollen meine Offiziere keine anderen Zelte besitzen, sie können sich in die Erde eingraben, wenn sie sich gegen die Hitze oder die Kälte schützen wollen.“ Viele andere Uebelstände nicht

zu vergessen, die dieser grosse General so wahr und treffend in in seinen Berichten und in seinen Briefen hervorgehoben hat.

Alles, was hier besprochen, zeigte sich mir nachher so überzeugend. Ich traute meinen Ohren kaum, als mir von glaubwürdiger Seite versichert wurde, dass der politische Agent, welcher Lord Kanne nach Afghanistan begleitete, zu seinem eigenen Bedarf allein 800 Kameele mitgeführt habe, beladen mit allen nur erdenklichen Weinen und Lebensgenüssen, zu denen selbst ein Fortepiano gehörte! Ich sah einen Capitain der Bengal-Armee zur Reserve-Armee nach Ferospure zwei grosse Wagen von Ochsen gezogen mitschleppen, welche mit Gänsen, Hühnern, Tauben, Wein, Zucker, Caffee, Thee und unzähligen Blechbüchsen mit Delikatessen beladen waren; Ziegen und Schafe und die Kameele nicht zu vergessen, welche seine Zelte trugen. Solcher Fälle waren nur wenige, aber sie blieben nicht ohne Einfluss auf die jüngeren Offiziere, nnd je mehr sich der Offizier der mit seinem Stande verbundenen Einfachheit in der Lebensweise, besonders im Felde entzieht, je mehr wird er sich seiner Pflicht bei der Truppe entfremden.

Die Sepoy-Regimenter sind nur spärlich mit englischen Offizieren versehen, und unter diesen trachten die Meisten dahin, sich die eingebornen Sprachen anzueigenen, um eine Stabsanstellung zu erlangen. So kommt es denn, dass Compagnien von Fähnrichen befehligt werden, die weder mit den Sitten der Eingebornen noch ihrer Sprache vertraut sind, und daher gezwungen werden, sich den Sepoy-Offizieren zu überlassen. Die Sepoys sind dem Auge des englischen Offiziers viel zu sehr entrückt, oder werden von demselben so nachsichts- und rücksichtsvoll behandelt, dass die Disziplin darunter leiden muss. Der Sepoy ist recht eigentlich das verzogene Kind der Ostindischen Compagnie. Zwischen den Sepoys und den englischen Offizieren kann sehr schwer jene Verbindung und Ueberwachung stattfinden, wie solche in einer Armee seyn soll, weil die Religion eine Trennung bewirkt, die nur ein mit der

Sprache und den Gewohnheiten der Indier vertrauter und erfahrener Offizier zu haben vermag. Aber wenn ein Regiment oder eine Compagnie von einem solchen Offizier befehligt ist, so hat sich auch bald ein solches gegenseitiges Vertrauen gebildet, dass der Sepoy in seinem Offizier nicht nur den Führer, sondern den väterlichen Freund erkennt. Ich war Augenzeuge, wo ein solches gegenseitiges Verhältniss zwischen englischen Offizieren und Sepoys stattfand, und wo beide Theile eng miteinander verbunden waren, und der Offizier konnte sich auf seine Leute in grösster Gefahr verlassen. Besonders zeigte sich dies bei den Gurka's, bei den irregulären Cavallerie-Regimentern, und nachher, wie ich höre, in den neu errichteten Sikhs-Regimentern.

Die Bildung dieser irregulären Cavallerie ist eine sehr eigenthümliche. Das Gehalt des Soldaten dieser Regimenter, welche meist aus Muselmännern bestehen und den besseren Familien angehören, beträgt 40 Rupien monatlich. Dafür muss der Soldat sich beritten machen, bewaffnen und kleiden, und wird Silladar betitelt. Das Recht, ein Pferd im Regiment zu besitzen, wird ein Asami genannt. Es ist erblich und wird 1500 bis 2000 Rupien im Werthe geachtet, und wenn der Besitzer — welches zu Zeiten eine Frau oder ein Kind sind — nicht reiten kann, so giebt er den festen Theil des Gehalts an einen Bargyr oder Trupper und behält den grössten Theil für sich selbst. Um das Contingent zu reduciren, wie im Gebiete des Nizam, befahl die Regierung, dass die Asamis beim Tode des Silladar oder Bargyr eingezogen werden sollten. Natürlich erregte dies Unzufriedenheit.

Die Regierung wollte nach dem Kriege die Ausgaben auf alle mögliche Weise einschränken, und so kam der Befehl, dass die Kriegszulage batta in der Bengal-Armee aufhören solle. Der Sepoy liebt das Geld, sucht zu sammeln und die Ersparnisse nach seiner Heimath zu senden; eine solche Gehalts-Einschränkung musste Missstimmung verursachen. Den Invaliden in der Armee wurden bei Bewilligung von Pensionen Schwierigkeiten in den Weg gelegt,

weil sich die Ausgaben dafür bis zu einer unglaublichen Höhe angehäuft hatten. Hierdurch wurde mancher für den Dienst im Felde völlig unbrauchbare Soldat so lange bei der Fahne behalten, bis er sein Leben aushauchte; also getäuscht in der Hoffnung, die letzten Tage seines Lebens in ungestörter Ruhe sich und seiner Familie leben zu können.

Das alte Rom begann mit der Zerstörung Veji's seine politische Macht und endigte mit der Eroberung der alten Welt. England gründete eine Colonie am Hugly und wurde seiner Selbsterhaltung wegen gezwungen, ganz Indien zu erobern. Vom Beginn der Ostindischen Macht in Indien bis zu den letzten Tagen ist jede Gebiets-Erweiterung gegen den Willen der Compagnie vorgenommen worden. Die abscheuliche Regierungsweise der meisten indischen Fürsten, so wie jedweder Mangel an Nationalität erleichterte den Engländern die Besitznahme jedes neuen Reiches. Die Politik eines jeden Staates hat etwas selbstsüchtiges; je grösser der Staat, je schreiender kommt dieser Egoismus zum Vorschein, wie sich dies so oft in der Politik Englands gezeigt hat. Nach der Zerstörung des Mahrattenreiches und der Macht des Tippo Sahib wurde es Maxime der Ostindischen Compagnie die noch vorhandenen unabhängigen Reiche als: das Land des Nizam, das Königreich Oude, Gwalior, den Scind, Bawalpur, Bhurtpure und andere kleinere Reiche zu überwachen, deren Regierung zu leiten und sich jenen Einfluss über deren Fürsten und Minister zu verschaffen, wie es der momentane Vortheil gebot. Da sind denn und oft auf Kosten der Unterthanen jener Länder grosse Ungerechtigkeiten geduldet worden. Man hat wie am Hofe des Nizam zu Hyderabad den Abscheulichkeiten und Intriguen des Fürsten und seiner Minister nicht diejenige Gegenwirkung geleistet, welche die Prinzipien einer freien Regierung gebieten Im Königreiche Oude hat man einen in allen Unsittlichkeiten und Schlechtigkeiten versunkenen König und Hof gegen seine eigenen Unterthanen in Schutz genommen, wo diese ein Recht hatten, von England ge-

schützt zu seyn. Die mächtigsten dieser unabhängigen Staaten werden von mohamedanischen Fürsten regiert!

Sie werden Sich erinnern, wie Sir Charles Napier in zwei blutigen Schlachten und einem Feldzuge in der Wüste der Herrschaft der Emire ein Ende machte. Seit jenen Siegen entstand ein Misstrauen zwischen den Direktoren und dem Feldherrn, und vom Punkte des Rechts hatten die Direktoren vielleicht Ursache, mit dieser Eroberung unzufrieden zu seyn. Aber wie die Lage der Dinge sich gestaltet hatte, konnte Sir Charles Napier nicht anders handeln. Was würde aus der englischen Armee im Penj'âb-Kriege geworden seyn, wenn nicht die Macht der Belud'schen Häuptlinge vorher gebrochen worden wäre. Im Scind sind beinahe alle Bewohner Mohamedaner; ihre Emire waren zwar nicht geliebt, aber es herrschte ein patriarchalisches Verhältniss zwischen ihnen und den Häuptlingen. Der letzte dieser Emire hat bei vielen der edelsten Engländer das lebhafteste Interesse rege gemacht.

Kaum war der Scind unterworfen und dem indischen Reiche einverleibt, so musste die Macht des Gwalior gebrochen werden. Noch waren diese Angelegenheiten in der Schwebe, als durch Ermordungen und gewaltsame Thronveränderungen am Hofe zu Lahore das Reich der Sikhs eine drohende Stellung einnahm. Doch ehe es zum Ausbruch kam, verliess Lord Ellenborough Indien, weil er sich mit dem Hofe der Direktoren nicht verständigen konnte. Wenn ich mich nicht irre, war es dieser berühmte Staatsmann, welcher schon damals die Nothwendigkeit erkannte, den König von Delhi und seinen Hof und Anhang von Delhi wegzubringen und ihm Calcutta zur Residenz anzuweisen. Es war im Januar 1843, der Moment der günstigste, weil man für alle Eventualitäten genug Truppen zur Hand hatte; aber die Räthe fürchteten einen Aufstand und widerriethen das Vorhaben.

Sir Henry Hardinge, der nachherige Lord Hardinge, war sein Nachfolger. Auch er versprach die friedlichsten Maassregeln und wurde, kaum in Indien eingetroffen, zum Kampfe mit den Sikhs

gezwungen. All diese Kriege geschahen unter Leitung des Generals Lord Gough, der nach Beendigung des chinesischen Krieges an die Spitze der Indischen Armee gestellt war. Es kam zu höchst blutigen Schlachten und der Krieg endigte mit der vollständigen Unterjochung der Sikhs und Einverleibung des Penj'áb. Als kurze Zeit darauf vor Multan die beiden politischen Bevollmächtigten, zwei höchst ausgezeichnete Offiziere, meuchelmörderisch und auf Anstiften des Rajah's vor Multan ums Leben gebracht wurden, entspann sich ein Kampf um den Besitz dieser Provinz. Der Rajah, ein Usurpator, verlor seinen Thron; aber die Mörder blieben unbestraft. Eine abermalige Verletzung britischer Bevollmächtigter, welche die indische Presse auszubeuten wusste.

Inzwischen hatten Gesundheitsrücksichten den General Sir Charles Napier genöthigt, nach England zurückzukehren; er hatte mit seltener Umsicht das Gouvernement des Scind verwaltet, wo man die neue Regierung lieb gewann, die Cultur zunahm und die Bewohner sich zufrieden fühlten. Ich hatte das Glück, den General nach seiner Rückkehr in London öfter zu sehen; seine Gespräche über die Armee, über eine Verwaltung, wo junge Civilbeamte alten erfahrenen Generalen befahlen, liessen düstere Eindrücke auf mich zurück; — „es werden Ereignisse eintreten, die alles erschüttern können, mögen nur dann nicht die Reformen zu spät kommen." Noch war kein Jahr verflossen, so musste Sir Charles Napier wider seinen Willen nach Indien zurückkehren, um als General en chef der Armee jenes Reiches zu handeln. Schon nach der Schlacht bei Meanee schrieb mir Charles Napier, dass er 68 Jahre alt sey, viel zu alt für seine verantwortliche Stellung, und dass man besser thäte, ihn nach Hause zu senden, wo er dann sonntäglich zu seiner Kirche sich keuchend und hustend hineinschleppen würde. In diesem interessanten Schreiben spricht der General seine Ansichten über die Generale der englischen und unserer Armee aus und es ist voll der erhabensten patriotischen Gefühle für seine Königin und sein Vaterland.

Sir Charles Napier war nach dem Herzoge von Wellington der grösste General Englands. In dem kleinen Körper steckte ein seltener Geist, welcher mit scharfem Blicke die Zeit und ihre Gebrechen erkannte, und wie mit prophetischem Geiste in die Zukunft sah. Seine Charakterfestigkeit erinnerte an die grössten Helden und sein theilnehmendes Herz war von den schönsten christlichen Gefühlen durchdrungen. Er hatte in der kurzen Zeit seines zweiten Aufenthalts ungemein viel zur Hebung des Geistes im Offizier-Corps der Bengal-Armee gewirkt; aber sein Körper war gebrochen und er sah sich genöthigt, heimzukehren. Dass Sir Charles Napier die Uebelstände in der Armee und wie ihnen abzuhelfen zur Kenntniss der Direktoren oder des Board of Control gebracht hat, lässt sich erwarten. Leider konnten die Direktoren dem General die Eroberung des Scind nicht vergeben, und man hat sich wahrscheinlich nie verständigt. So ist in England der Parteigeist oft die Ursache, dass die nöthigsten Reformen unterbleiben, und unfähige Männer zu den wichtigsten Aemtern berufen werden.

Desgleichen hatte Lord Hardinge nach Verlauf von fünf Jahren dem General-Gouverneur Lord Dalhousie das Amt abgetreten. Unseren Tagen ist es noch erinnerlich, welchen unsterblichen Namen Lord Hardinge zurückliess. Auf eine beinahe zehnjährige Kriegs-Epoche kommen die segnenden Jahre des Friedens. Lord Dalhousie's Verwaltung ist in diesen Tagen vielfach angegriffen worden; aber Niemand kann verneinen, dass viele segensreiche Verbesserungen unter ihm stattfanden, und ihm ein unvergessliches Andenken zurückliessen. Es war unter seiner Verwaltung, dass Sir John Lawrence das zu einer Wüste gewordene Penj'áb in ein fruchtbares und blühendes Land verwandelte. Man sagt, dass das Gesetz, diejenigen Ländereien von ihren Besitzern einzuziehen, welche keinen Besitztitel aufweisen können, viele Familien ins Elend gestürzt hat, und grosse Unzufriedenheit verursachte.

Vergessen Sie nicht, dass sich die britische Macht in Indien in diesen letzten zehn Jahren durch das dem Reiche einverleibte

Sindh, dem Penj'âb und Multan und dem Königreich Oude um eine Ländermasse vermehrt hat, welche der Frankreichs, Belgiens und Hollands gleichkommt. Die Armee war nur durch eingeborene Truppen vermehrt worden, namentlich hatte man die aufgelösten Sikh-Regimenter in Sold genommen und englische Offiziere an deren Spitze gestellt. Aber die europäischen Truppen blieben in ihrer ursprünglichen Schwäche! Als ich im Jahre 1843 aus Indien heimkehrte, bat mich der damalige Secretary at war, Sir Henry Hardinge, im Kriegs-Ministerium, ihm offen zu sagen, welchen Eindruck die britisch-indische Armee auf mich gemacht habe. Eingedenk dieses ehrenden Vertrauens bemerkte ich schon damals, dass die europäische Militairmacht viel zu klein sey, und bei der sich wahrscheinlich schnell vergrössernden Ländermacht grosse Gefahren daraus entstehen könnten. Ich bemerkte, das Doppelte der vorhandenen Stärke würde kaum genügend seyn. Desgleichen sprach ich meine Meinung dahin aus, die sämmtliche regulaire Nativ-Cavallerie allmählig eingehen zu lassen und nur irregulaire Nativ-Cavallerie zu halten; endlich keine Nativ's bei der Artillerie zu verwenden.

Für eine grosse Armee sind Jahre des Friedens verderblich, und wirken besonders nachtheilig auf die Disciplin in einem Clima, wie das indische ist. Unter den drei Armeen Indiens war aber das Heer von Bengalen solchen zerstörenden Einflüssen am meisten ausgesetzt, weil in ihm mehr Soldaten sich befinden, die den höheren Casten angehören, wodurch oft Rücksichten genommen worden sind, die dem soldatischen Geiste nicht zuträglich seyn können. In der Bengal-Armee sah man den schönsten Menschenschlag, und der Bengalsoldat war so recht eigentlich das verzogene Kind.

Nach wiederholten Versuchen der Ostindischen Compagnie, den König von Oude in seiner Stellung zu belassen, sah sich die Regierung im Herbst 1855 gezwungen, den König aus seiner Hauptstadt zu entfernen und das Land in Besitz zu nehmen. Man kann sich im civilisirten Europa keinen Begriff von der Tyrannei, Grau-

samkeit und Sittenlosigkeit dieses Königs und seines Hofes machen. Es war die höchste Zeit, diesem Treiben ein Ende zu machen; denn die Intriguen und Schlechtigkeiten dieses abscheulichen Hofes konnten höchst gefährlich für die Nachbarländer werden. Der König, seine Familie, Minister und sein Anhang, denn auch schlechte Fürsten haben einen solchen, waren im Lande tief verhasst. Sir James Outram leitete mit der diesem ausgezeichneten General und Diplomaten eigenen Umsicht und Kraft die Besitznahme des Landes, und schickte den entthronten König — dessen Vorfahren einst Vasallen der Grossmoghule waren und sich emancipirten — seine Familie und seinen Hof nach Calcutta. Nach dem alten Brauche wurde ihm die unerhörte Summe von 150,000 Pfd. St. als jährliche Apanage zuerkannt. Als Sir James Outram mit der Leitung des Krieges in Persien beauftragt wurde, nahm Sir Henry Lawrence seine Stelle ein.

Dies war der letzte Akt des General-Gouverneurs Lord Dalhousie. Erdrückt und erschöpft von den Mühen und Arbeiten seiner grossen und verantwortlichen Stellung, verliess dieser hochbegabte Staatsmann Indien. Seine Körperkraft drohete den Anstrengungen und Sorgen zu unterliegen.

Die Civil-Verwaltung Indiens ist unter den obwaltenden Umständen die zweckmässigste. Wer deren Wirken an Ort und Stelle zu beobachten Gelegenheit hatte, muss von Achtung und Bewunderung erfüllt seyn. Beschämt muss ich gestehen, dass ich die Ueberzeugung gewann, dass keinem Volke so die Gabe der Colonisirung eigen ist, wie dem britischen. In einem Lande, wo Intrigue, Bestechlichkeit und Unwahrheit unter Hohen und Niedern an der Tagesordnung sind, muss es dem Herzen wohl thun zu sehen, wie Gerechtigkeit und jede mögliche Rücksicht auf die Religion, die Sitten und Gebräuche der Indier die Handlungsweise der Civilbeamten charakterisiren. Ich bin weit entfernt, dies im vollen Umfange des Worts von jedem Beamten sagen zu wollen; denn dass in einem Lande, welches grösser als Europa ist, nicht

Ungerechtigkeiten, Gewaltthätigkeiten und Schwäche vorkommen sollten, würde gegen unsere unvollkommene menschliche Natur seyn. Doch wo diese zu meinen Ohren kamen, waren es meist die eingeborenen Civilbeamten. Indien ist das Land, in welchem England viele seiner grössten Staatsmänner und Generale heranbildete; es ist die Schule, in welcher dessen Jugend sich denjenigen Charakter aneignet, der sich in den Stunden der Gefahr zu den grössten Dingen befähigt zeigt. Unter der nicht geringen Anzahl ausgezeichneter Staatsmänner werden Sie sich des Sir George Clerk (gegenwärtig Secretary to the Board of Control) erinnern, eines Mannes, der in diesen Momenten zur Leitung der wichtigsten Angelegenheiten berufen seyn sollte. Mit welcher Umsicht verwaltete er einst, in Zeiten der grössten Gefahr und von beinahe unüberwindlichen Schwierigkeiten umgeben, die Angelegenheiten mit dem Reiche der Sikh's.

Den grössten Missgriff, den man in den letzten Jahren im System der Verwaltung beging, war das Streben nach einer Centralisation. Jede Centralisation trägt den Keim der Umwälzung und der Zerstörung in sich. Die Centralisation eines Reiches wie Indien muss in den Maassregeln, welche die äussere Politik erheischen, allein stattfinden, während es im Innern die Anlage von Strassen, Canälen, Posten etc. sind. Alles Uebrige muss den einzelnen Landestheilen überlassen bleiben; und jemehr Selbstregierung den Völkerschaften, Distrikten, Orten und Gemeinden, je nach ihrer Lage, Gewohnheit und ihren Mitteln, gegeben wird, je fester wird man die Menschen an das Ganze ketten. England zeigt die Segnungen eines solchen Systems am genügendsten, so wie sein Nachbar die Folgen eines unseligen Centralisations-Systems.

In Indien vertritt die Religion die Nationalität. Diese nicht anzutasten, derselben in keiner Weise zu nahe zu treten, ist stets das Princip der Regierung gewesen. Aber bei Aufstellung dieses Princips vergass man, dass eine indirekte Einmischung in die Religion und Religionsgebräuche eines heidnischen

Volkes, welches von einem christlich civilisirten beherrscht wird, unvermeidlich sind. Das hat auch die Erfahrung bewiesen. Das Sichhinopfern unter dem Wagen des Jagernât, das Verbot, dass Wittwen, welche mit ihrem Gatten nie gelebt, ja vielleicht ihn nie gesehen, sich wieder verheirathen dürfen, so wie das Verbrennen der Wittwen, musste unterdrückt werden. Dank sey es den weisen Schritten eines Civilbeamten, der zu letzterem Schritte die Zustimmung der Priester selbst erlangte, welche eingestanden, dass es ein Werk der Priester und nicht durch die Gesetze der Religion ausgesprochen sey.

Die Indische Regierung hat in den letzten zwanzig Jahren unglaublich viel für die Schulbildung gethan; aber immer mit Rücksicht, die christliche Lehre, die Wahrheiten derselben, wie sie uns die Bibel überliefert, und diese selbst unerwähnt zu lassen, und nur die Moral derselben zu lehren. So ist es denn dahin gekommen, dass die daran Theil nehmende Jugend entweder zu Atheisten heranwuchs, oder wenige Jahre nach vollendeter Schulbildung wieder in das abscheuliche götzendienerische Wesen verfiel; oder an gar nichts glaubte und ein young India bildete, dem ihre eigenen Angehörigen aus dem Wege gingen. Selbst die Missionaire, denen die Bibel zu verbreiten erlaubt ist, haben nur sehr geringe Fortschritte gemacht. Es sind manche treffliche Männer unter ihnen, deren Wirken Spuren zeigt; aber es sind auch leider solche, die ihr Amt als eine milchende Kuh ansehen. Wie Wenige sind deshalb zum Christenthum übergetreten. Selbst der mit seltenen geistigen Anlagen begabte Dwackanauth Tajor, welcher die meiste Zeit seines Lebens unter Europäern lebte, sich nur in deren Umgang wohl fühlte und einen grossen Theil Europa's bereiste, hatte sich nicht zum Christenthum bekannt. Bei seiner Anwesenheit in Rom hoffte ein Priester ihn zum Uebertritt in die römisch-katholische Kirche zu bewegen; aber der schlaue und verschmitzte Hindu gab ihm zur Antwort: „I see no advantage in changing my idols for yours", und kehrte dem Priester den Rücken. Es ist ein

eigen Ding mit der Natur der Indier, so wie ihnen die nachhaltige Muskelkraft des Körpers abgeht, so auch die stätige und dauernde des Geistes. Die Jugend zeigt sich mit selten schneller Auffassung für alle Wissenschaften; aber alles ist beinahe ebenso schnell vergessen als erworben. Viele zu grossen Hoffnungen berechtigende Jünglinge sind, sobald sie ins Leben traten, von ihrer Familie umgeben und den Augen des Lehrers entrückt waren, wieder in das schlaffe Wesen der Väter verfallen.

Von dem Moment an, wo die Indische Regierung den Gedanken ins Leben setzte, durch Erziehung die Indier für ein civilisirtes Leben empfänglich zu machen, hätte man offen das Christenthum zur Grundlage legen sollen. Man hat dem abscheulichen Götzendienst der Hindus, wie dem der Mohamedaner viel zu viel Rücksicht und Schutz erwiesen, und manchen schmutzigen Vagabonden, der als Fakir das Land durchstreifte, Unschickliches begehen lassen. Ohne deren Religion durch irgend einen Akt der Gewalt gefährden zu wollen, wäre es Pflicht der herrschenden Macht gewesen, denselben einfach zu dulden. Diese ängstliche Ueberwachung, dem Indier in seiner Religion durch keine Weise zu nahe zu treten, ist vielen der Hindus und besonders den noch mehr fanatischen Muselmännern nicht entgangen, und sicher als Schwäche ausgelegt worden.

In Indien ist durchschnittlich der zwölfte Einwohner ein Muselmann. Doch sind es nicht die Muselmänner, wie wir sie in der Türkei und Arabien finden, welche noch theilweise an den Geboten des Koran halten, sondern es ist ein entartetes Geschlecht, welches nichts von den guten Geboten des Bramahnen kennt, aber aber all das götzendienerische Wesen und das Unsittliche der Hindus sich angeeignet hat. Ihre Vorväter wurden einst in Masse und durch das Schwert von den Mongolen zu Muselmännern bekehrt. Sie haben all die Begriffe des Casten-Unterschiedes behalten; sie halten es für eine Entheiligung, mit Europäern zu essen oder was diese berührt zu geniessen; sie verabscheuen die Fleischesser des

Rindviehs und des Schweines, und fühlen eine Verehrung für die Kuh. So mussten auch ihnen die Patronen mit thierischem Fett versehen ein Greuel seyn; — und verwundern kann es uns nicht, wenn ihre Priester, ein unwissendes und fanatisches Geschlecht, die Empörung anschürten und an den Glanz des einstigen Mongolenreiches erinnerten.

Merkwürdig ist es, dass die meisten Civilbeamten jedwedem Bekehrungs-Versuch abgeneigt sind, und sich irgend welcher Einwirkung auf die religiöse Denkweise der Indier entschieden widersetzen; — wogegen sich unter vielen der englischen Offiziere das Bestreben äussert, dem Indier das Lügengewebe seiner Priester zur Erkenntniss zu bringen. Auch Sir Charles Napier war der Ueberzeugung, dass der Wahrheit nichts widerstehen kann. Die Bekehrungs-Versuche der Offiziere waren sicher nicht immer die richtigen, und haben vielleicht in einzelnen Fällen dem Eingange des Christenthums mehr Abbruch gethan.

Wenn Sie Sich bei einem solchen Zustande der Dinge eine freie Presse denken, so können Sie nicht überrascht seyn, dass Gift gesäet wurde. Die in englischer Sprache gedruckten Blätter gaben den Redakteuren der Nativ-Blätter den Stoff und förderten so das Unheil. Die freie Presse in Indien war der unglückliche Gedanke eines Mannes, der als provisorischer General-Gouverneur bei seinem Abgange diese Freiheit verlieh; ein Geschenk, welches ihn in den Verdacht gebracht hat, sich dadurch populär machen zu wollen.

Die freie Presse in einem unterjochten Lande, wo die vielen abgesetzten Fürsten nicht nur in steter Verbindung mit dem Volke geblieben sind, sondern auch über ungeheuere Geldmittel gebieten können, und wo die Macht der ausübenden Gewalt auf das Bajonet eingeborener Truppen gestützt ist, war eine Theorie, die dem praktischen Sinn des Briten nicht ähnlich ist. Es war daher ein durchaus nothwendiger, ja gebotener Akt, die Presse unter Censur zu stellen. Im gegenwärtigen Augenblick bedarf Indien einen Dik-

tator! Mehr als eine Million Pfund Sterling, der 25. Theil der Revenuen Indiens, befindet sich in den Händen dieser fürstlichen Pensionairs! Nicht zu vergessen die vielen Schleichwege, die den Eingeborenen zu Gebote stehen, Verbindungen in weitester Ferne anzuknüpfen, die Unzufriedenen und die indische — nicht die englisch-indische — Presse zu gewinnen.

Nicht minder mächtig mussten die Geister an- und aufgeregt werden, als so wunderbare Erfindungen, Eisenbahnen und elektrische Telegraphen vor ihren Augen sich aufthaten. Der Casten-Unterschied zeigte hin und wieder, dass er sich lockere. Das Gebot: „Stehe auf, denn ich bin mehr als Du“ mag nicht immer beobachtet seyn, der Priester fühlte, dass seine Herrschaft, die Ehrfurcht, welche die niedern Casten ihm erwiesen, nicht mehr dieselbe war; — und dies Gefühl musste sich ganz besonders in der Armee Bengalens verbreiten. Alles dies konnte den Unzufriedenen, mohamedanischen Fürsten und gekränkten Priestern nicht unbekannt seyn, und sie beschlossen die Macht für sich zu gewinnen, auf welche die Regierung gestützt ist. Die mit Fett versetzten Patronen waren der letzte bittere Tropfen, der die glimmende Gluth in helle Flammen aufschlagen liess.

Die mächtigsten dieser Unzufriedenen und diejenigen, deren Andenken am tiefsten mit dem Volke und dessen Geschichte verknüpft sind, bilden die mohamedanischen Fürsten: der König von Delhi, der König von Oude, der Nizam und einige kleine Mahratten Häuptlinge.

Inmitten dieses verwickelten Zustandes und dieser unbeachteten Umwandlung und Gährung bricht der Krieg gegen Russland aus. Es wird Ihnen eingedenk sein, wie Russland seit dem Jahre 1825 sich politischen Einfluss durch geheime Agenten, besonders Polen, in Central-Asien zu verschaffen wusste, wie es in Bockhara und Cabul britischem Einfluss den Rang abzugewinnen suchte. Einen festen Fuss in Central-Asien zu erlangen, würde ihm die Hoffnung gegeben haben, Grossbritaniens Macht in Indien bedro-

hen zu können. So wurden denn alle Mittel in Bewegung gesetzt, den Hof von Teheran zu gewinnen, welcher angespornt wurde Herat zu besetzen, und wir wissen wie geschickt das russische Cabinet dem britischen Gesandten den Rang abgewann. Sollten nicht zwischen Persien und diesen indischen Fürsten Verbindungen stattgefunden haben? Wenn man weiss, dass noch bis heute zwischen dem Könige von Delhi und vielen der mohamedanischen Fürsten Central-Asiens briefliche Verbindungen stattfinden, wie leidenschaftlich die Orientalen den Intriguen zugethan sind und wie sie es lieben, sich einander zu schreiben, so konnte es nicht überraschen, dass ein solches Gewebe gesponnen wurde. War es nicht sehr natürlich, dass alles in Bewegung gesetzt wurde, die bewaffnete Macht zu verführen und von ihrer Pflicht abzuleiten, und ebenso folgerecht sich der Bengal-Armee zu versichern? Es scheint, dass die von Muselmännern redigirten Blätter, zuerst die Patronengeschichte zur Sprache brachten, welche von dem leichtgläubigen Hindu mit fanatischer Gier aufgenommen und als eine gewaltsame Zerstörung seines Glaubens verbreitet wurde. Schwäche und Missgriffe einzelner Militairbehörden und Beamte förderten den Ausbruch.

Die erste bedenkliche Militair-Emeute ereignete sich im September 1855 zu Bolarum im Reiche des Nizam. Hier befehligte Oberst Colin-Mackenzie die südliche Division, und wurde in den Tagen des Moharram von mehreren Soldaten des 3. Cavallerie-Regiments tödtlich verwundet; desgleichen erlagen einige andere Engländer und ihre Frauen den Angriffen dieser trunkenen und fanatischen Reiter. Lesen Sie den Bericht (Narrative of the Muting at Bolarum in September 1855, by an Eye-Witness), und Sie werden finden, wie hier im Kleinen die Gräuel begangen wurden, welche uns jetzt im Grossen mit Schauder und Abscheu erfüllen. Oberst Colin Mackenzie gehört zu den ausgezeichnetsten und bravsten Offizieren der indischen Armee, eine Anerkennung, die ihm auch durch den General Gouverneur Lord Dalhousie geworden ist.

Aber obgleich er bei diesem Anlass der Einzige war, welcher sich so verhielt, wie es einem Soldaten und Mann von Charakter gebührt, so ist ihm doch nicht die Gerechtigkeit geworden, welche ihm zukam; weil, wie man sagte, der brave Oberst sich von seinem Religionseifer habe fortreissen lassen. Man kann diesen Bericht nicht ohne Betrübniss aus der Hand legen, wenn man sieht, wie haltungslos und schwach sich der Resident Mr. Bushby und Capitain Orr betrugen. Anstatt diese zur Verantwortung zu ziehen, und die Rädelsführer mit dem Tode zu bestrafen, wird allen verziehen! So wird der Insubordination eine goldene Brücke gebaut.

Dieser Vorfall hätte die Augen der Behörden öffnen müssen, denn aus dem Hergange sieht man deutlich, dass den Truppen der Eingeborenen auf die Länge der Zeit nicht mehr zu trauen war. Schon damals hätte man ohne Verzug wenigstens 20,000 Mann Europäer nach Indien senden sollen. Man gefiel sich in dem Glauben, dass es nur ein einzelner Fall sei, den die streng christliche Denkweise des Obersten Colin-Mackenzie herbeigeführt habe. Wie es scheint war es jetzt, wie bei früheren Anträgen des General-Gouverneurs, der Hof der Direktoren, welcher sich jeder Vermehrung der europäischen Truppen widersetzte. Man sagte sich, dass die Sepoys jederzeit ihre Pflicht gethan hätten, und die Armee der Eingeborenen allen Eventualitäten gewachsen sey.

Im Herbst vorigen Jahres zeigen sich die ersten Beweise von Auflehnung unter den Sepoys der Bengal-Armee. Noch hielten die Behörden all diese Anzeichen eines drohenden Sturmes für vereinzelte Symptome. Auch konnte es den Engländern nicht in den Sinn kommen, dass eine ganze Armee untreu werden könnte; eine Armee, die mit ihren Offizieren so viele Gefahren getheilt hatte, und diesen scheinbar mit Leib und Seele ergeben war. Aber siehe, wie ein Blitz aus heiterer Höhe, durchzuckt die Soldaten der diabolisch fanatische Geist, den einst Inquisition und fanatisch römisch katholische Priester und Mönche in die Welt trugen. Unter dem Vorgeben, dass ihre Religion gefährdet sey, werden

grässliche Mordthaten und die Menschheit entwürdigende Scheusslichkeiten begangen, und ihre Wohlthäter mit einer Rache und einem Gifte verfolgt, wie das Buch der Geschichte nichts Aehnliches aus dem Leben der Menschheit erzählt.

Ihr Trauernden in England und in Indien: Eltern, Gatten und Waisen, Brüder und Schwestern, ihr habt nur einen Trost, dass die, welche euch das Liebste in dieser Welt waren, als Martyre gestorben sind. Aber wir wollen der festen Zuversicht leben, dass einst Tage kommen werden, wo in jenen Regionen ein anderes Geschlecht aufgewachsen seyn wird, welches das ewige Wort Gottes, wie unser Heiland es uns gebracht hat, im Herzen trägt, Gott im Geiste und in der Wahrheit anbetet, und in Liebe, Reue und Dankbarkeit dieser zum Opfertode hingemarterten gedenken wird.

Die Bengal-Armee hat aufgehört zu existiren. Nicht ohne Plan haben die Meuterer den günstigsten Moment der Jahreszeit gewählt, die Zeit der heissen Winde und der des darauf folgenden Monsuns, wo der Regen oft Tage lang ununterbrochen in Strömen herabfällt. Es ist die Jahreszeit, welche besonders tödtlich in den Reihen der europäischen Truppen wüthen wird. Ebenso umsichtig haben sie Delhi zu ihrem Operationspunkte gewählt, wo noch der Schatten der alten Gross-Moghule residirt, und wo die grössten Militair-Magazine der nördlichen Provinzen sich befanden. Schon 1842 brachte Lord Ellenborough bei den Direktoren diese Gefahr zur Sprache, in Delhi ein General-Depot zu besitzen, und wollte die Citadelle von Agra dazu ausersehen. Diese Magazine waren Sepoys allein anvertraut, weil Delhi's Clima in dem Rufe steht, dass es dem Europäer nicht zusagt, und die Regierung es vermeidet, sie nahe einer so grossen Stadt zu quartiren.

Wenn wir uns die augenblickliche Lage der Dinge vergegenwärtigen, so möchte nach den Nachrichten, die uns bis jetzt zugekommen sind, sich folgendes Bild entwerfen lassen. Bengalen befindet sich von Benares bis Delhi theils im Aufstande, theils in einem

unsicheren Zustande; im Süden sind Lackenau, Canpoor und Allahabad die Sammelpunkte der Meuterer, im Norden bildet Delhi den Centralpunkt der ganzen Bewegung. Desgleichen ist den Truppen des Gwalior und des Rajah von Indore nicht zu trauen; ihre Fürsten zeigen sich treu!

Delhi ist nur von einer hohen Mauer umgeben, und kann ohne grosse Vorbereitungen gestürmt werden, der Kampf in den Strassen wird leicht zu leiten sein, weil diese breit und regelmässig die Stadt durchschneiden. Aber hier befinden sich 180,000 bis 200,000 Einwohner, mit wenigen Ausnahmen Muselmänner, von denen kaum der dritte Theil dieser Bewegung abhold ist, die übrigen werden sich freiwillig oder unfreiwillig dem Kampfe anschliessen. Der König, den man spottweise den Schattenkönig nannte, ist ein im Müssiggange und in den Freuden des Harems aufgewachsener Herr. Aber da er und seine Rathgeber die Bewegung angesponnen haben, und Alles sich um ihn geschaart hat, so muss er das Aeusserste versuchen. Es ist das letzte Aufglimmen der Mongolen.

An Einheit in der Leitung wird in Delhi nicht zn denken sein, es werden ebenso viel Befehlende als Gehorchende im Rathe und im Kampfe sich zeigen. Die Aufregung, die Schwelgereien und die Grausamkeiten, welche in diesen Mauern herrschen, werden eine um so schrecklichere Verwirrung anrichten, weil pestartige Krankheiten: Cholera und Fieber furchtbar daselbst wüthen, und Hunderte Sterbender und Verwundeter vergeblich um Hülfe schreien, indem an ärztliche Hülfe nicht zu denken ist. Beinahe alle haben das Gefühl, dass, wenn die Engländer es stürmen, ein Pardon nicht zu hoffen ist, und dass dann die rächende Hand ebenso schonungslos wüthen wird, ja, wir müssen leider hinzusetzen, wüthen muss, wie einst Nadir Schah Tausende auf derselben Stelle hinschlachtete. Schreibt ja ein Eingeborner aus Delhi selbst, dass sie solche Strafe verdienten, weil sie sich an ihren Wohlthäter vergangen hätten.

Ich lebte der Hoffnung, dass das unter General Anson vor-

rückende Corps stark genug sein würde, Delhi im ersten Anlaufe zu stürmen. Welche Ursachen dies verhindert haben, ob Mangel an Entschlossenheit, oder dass man sich nicht stark genug fühlte, oder nicht schweres Geschütz und Munition genug zur Hand hatte, werden wir einst erfahren. Dadurch sind die Engländer gezwungen, sich bis zum Oktober auf der Defensive zu verhalten; denn erst war es die heisse Jahreszeit, und nun ist es die Regenzeit, welche alle Truppenbewegungen überaus beschwerlich machen. Auch kann man die anderen Landestheile nicht mehr von europäischen Truppen entblössen.

Die Armee kann von Bombay aus auf zwei Operationslinien Verstärkung erhalten: zu Lande über Agra, oder zu Wasser auf dem Indus; diese werden wahrscheinlich mit denen von Calcutta aus zu gleicher Zeit eintreffen. Desgleichen kann man die Truppen von Calcutta auf dem Ganges über Canpoor und Allahabad senden, oder mit der Eisenbahn bis Burdwan befördern. Es ist möglich, dass sich in Delhi eine Partei bildet, welche zum Unterhandeln bereit, sich auf Gnade oder Ungnade übergeben will; dann wird Delhi früher fallen. Diese Partei wird aus den Hindus bestehen. Wo nicht, kann der Sturm frühestens im Oktober unternommen werden; aber die Colonnen müssen stark genug seyn, weil, was mit den Waffen in der Hand oder im Akt der Vertheidigung gefunden wird, über die Klinge springen muss.

Von der höchsten Wichtigkeit ist es, dass die Provinzen Madras und Bombay in Ruhe erhalten werden. Hier müssen die Behörden mit dem wachsamsten Auge auf ihrer Huth sein, ohne irgend ein Misstrauen merken zu lassen. Wie gemessen, würdevoll, ja wie heldenmüthig steht der General-Gouverneur Lord Canning da! In der Präsidentschaft Madras ist das Reich des Nizam ein sehr gefährlicher Nachbar. Er ist Mohamedaner, sein Anhang ein wildes und verworfenes Geschlecht, und er könnte leicht 40,000 Mann ins Feld bringen. Sein erster Minister ist den Engländern

ergeben, und so wollen wir hoffen, dass es gelingt, diesen im Amte und den Engländern treu zu erhalten.

Eine andere Gefahr ist, dass der Aufstand einen etwas communistischen Charakter angenommen hat. Auf dem Lande wie in den Städten werden die Besitzenden von den Besitzlosen angegriffen und ihres Lebens und ihres Eigenthums beraubt. Es haben sich wie in China Banden gebildet, die das Land verwüsten, morden und stehlen und die abscheulichsten Unsittlichkeiten begehen. Natürlich kann bei einem solchen Zustande der Dinge nur das Martialgesetz ausreichen, das Schwert und der Strick müssen die Rotten vernichten.

Wenn man bedenkt, dass Tausende von Thâg's und Decoit's aus den Gefängnissen befreit sind, Menschen, die aus Mord und Todtschlag ein Gewerbe machen, so kann man nicht überrascht seyn, dass sich kein Mensch seines Lebens sicher fühlt. Das Gefühl der Sepoys, dass sie ihr Leben verwirkt haben, macht, dass sie so verzweifelt kämpfen.

Der Aufstand kann kaum bis zum Frühjahr nächsten Jahres bekämpft seyn. Dann aber wird die nicht minder schwierige Aufgabe kommen, Bengalen, ja Indien von Räubern und Mördern zu reinigen. Es werden einige Jahre vergehen, bis in den aufrührerischen Theilen wieder die Macht der Engländer in den Gemüthern so überzeugend geworden ist, das Gesetz wieder eine solche Kraft gewonnen hat, dass der Europäer wie bisher sorglos durch das Land reisen kann.

Der Gang der Ereignisse wird auf die Bildung der künftigen Regierung Indiens den grössten Einfluss ausüben. Doch das muss allen mit der Lage der Dinge vertrauten Briten klar geworden seyn, dass die Zwittergestalt einer Regierung, welche aus einem Court of Directors, einem Board of Control und einem General-Gouverneur und dessen Council besteht, nicht fortdauern kann.

Was die Ostindische Compagnie und der Court of Directors Grosses geleistet haben, zeigt das Buch der Geschichte. Es würde

die tiefste Undankbarkeit seyn, dies nicht anerkennen zu wollen. Aber seitdem dem Hofe der Direktoren so die Flügel beschnitten sind, dass er zu einem Schatten geworden ist, hinter dem das Board of Control handelt, und die Verwaltungsbehörden in eine solche Stellung gebracht worden sind, dass die Eine der Andern das Uebel in die Schuhe schieben kann, und Jede wiederum das Gute für sich in Anspruch nehmen mag, ist es besser, etwas ganz Neues an seine Stelle zu setzen.

Indien muss dem Grossbritannischen Reiche einverleibt werden, und die Königin Beherrscherin seyn. Es wird dem Wesen und der Denkweise der Indier recht eigentlich zusagen, von einem Könige oder einer Königin beherrscht zu seyn. Ich weiss sehr wohl, dass mit der Einverleibung Indiens dem regierenden Ministerium Grossbritanniens eine Macht in die Hand gegeben ist, wodurch einst die Verfassung des Landes in Gefahr kommen könnte. Die Vergebung so viel einträglicher Aemter kann der Unabhängigkeit des Unterhauses gefahrdrohend werden. Aber sollten sich nicht Mittel und Wege finden, diesen Gefahren zu begegnen? Nicht zu vergessen, dass die öffentliche Meinung in England eine solche Macht geworden ist, welche keine Regierung unbeachtet lassen darf, will sie sich nicht der Gefahr aussetzen, das Vertrauen der Nation zu verlieren.

Sie fragen mich, wenn Indien nun zum zweiten Male erobert seyn wird, welche Reformen dann im Militair und in der Verwaltung nothwendig werden. Es ist dies eine Frage, die nur ein sehr erfahrener und mit dem Lande innigst vertrauter Staatsmann zu lösen versteht. Doch will ich versuchen, Ihnen andeutend einige Bemerkungen zur Prüfung vorzulegen.

Die Europäische Armee muss die eigentliche Stütze der herrschenden Gewalt seyn, und ich glaube, dass hundert tausend Mann kaum genügend seyn werden. Dagegen müsste die Armee der Sepoys allmählig reducirt werden; und nur so viele davon unter der Fahne behalten werden, als nöthig sind, den europäischen Soldaten

das harte Werk abnehmen zu können. Alle reguläre Nativ-Cavallerie sollte man eingehen lassen und nur irreguläre Nativ-Cavallerie behalten. Die Artillerie dürfte man nur allein von Europäern bedienen lassen, und Schützenbataillone nur aus den Ghurka's und anderen Gebirgsbewohnern bilden. Endlich eine wohl organisirte und gut bezahlte Polizei zu Pferde und zu Fuss, zweckmässig bewaffnet, aus Eingeborenen bestehend, im ganzen Lande einrichten; aber an die Spitze dieser Polizei nur Europäer stellen. Wenn und wie und wo dereinst eine Rekrutirung in Bengalen einzuleiten ist, müssen die Umstände ergeben.

Der Hof der Direktoren widersetzte sich der Vermehrung europäischer Truppen der grossen Kosten und der grossen Sterblichkeit wegen, welche durch die klimatischen Verhältnisse entstehen. Was diese jedoch anbetrifft, so werden sich dieselben viel weniger gefährlich äussern, wenn auf die Bekleidung und Verpflegung des Soldaten mehr Rücksicht genommen seyn wird. Sobald sich ansteckende Krankheiten in einem Orte zeigen, wird ein schneller Garnisonwechsel auf kurze Zeit oft hinreichend sein, dieselben zu heben. Dann aber sollte man alle nur mögliche Sorge darauf verwenden, den Soldaten mit den Gefahren bekannt zu machen, die sich aus einem unordentlichen Leben, dem Trinken geistiger Getränke etc. ergeben. Hier kann der Offizier, wenn er sich persönlich für jeden Mann in seiner Compagnie interessirt, unendlich viel Gutes wirken, wie sich dies ja recht eigentlich im Krimm-Feldzuge herausstellte, wo der Gesundheitszustand derjenigen Regimenter am günstigsten war, deren Offiziere ihre Leute pflichtmässig überwachten. Damit die Regimenter nicht durch Stabs-Anstellungen ihrer Offiziere beraubt werden, sollte ein Generalstabs-Corps gebildet werden. Desgleichen müsste das Reich unter ein regelmässiges Befestigungs-System gebracht werden; sowie bei Kurachy, Madras, am Hugly etc. Kriegshäfen errichtet werden, damit eine Flotte von Kriegsschiffen stationirt seyn kann.

Was die pensionirten eingeborenen Fürsten anbetrifft, so hat

der Eroberer volles Recht, über Person und Gut derjenigen zu verfügen, welche mit den Meuterern verbunden waren. Nicht nur sollte man deren Pensionen auf das Nothwendigste reduciren, sondern dieselben und ihre Familien aus dem Lande entfernen und nach einer anderen Colonie bringen.

Englands Macht hat sich zur grössten und einflussreichsten auf der Erde ausgebreitet. Wenn Momente kommen, wo gewaltige Ereignisse sein Fundament zu erschüttern drohen, lassen sich auch Stimmen vernehmen, welche in solchen Bewegungen die Anzeichen seines Falles verkünden. Sittenreinheit erhält allein die Macht eines grossen Volkes, und so lange in der britischen Nation jene Tugenden höher geachtet werden, welche ein wahrhaft christliches Volk auszeichnen, als die Schätze und Ehren dieser Welt, ist für England keine Gefahr. Jedes grosse Reich fällt durch sich selbst, es trägt den Keim seines Falles in seinem Innern; — und wenn diese innere Zerrissenheit durch die Lebensader eines Volkes fliesst, dann sind es die Ereignisse von Aussen, welche dessen Fall beschleunigen.

Solche Begebenheiten wie der Krieg in der Krimm und wie diese *Militair*-Revolution in Indien geben einer grossen Nation die Gelegenheit, ihre Kräfte, ihre Gebrechen und ihre Feinde kennen zu lernen. Solche Leiden waren nöthig um Reformen ins Werk zu setzen, welche auf dem gewöhnlichen Wege der Dinge nicht zu erlangen gewesen wären.

Wer die Entwickelungsgeschichte der Menschheit seit den letzten drei Jahrhunderten prüfend an sich vorübergehen lässt, muss die Ueberzeugung gewonnen haben, dass die englische und deutsche Nation die Pfeiler sind, auf denen die Civilisation und das Christenthum sicher fortschreitend aufgebauet werden soll. Die englische Nation ist vermöge ihrer Lage und ihrer merkwürdigen Verbreitung über die Erde, ihrer eigenthümlichen und freien Verfassung ganz besonders dazu berufen; aber sie wird diese Auf-

gabe nur durch ein enges Anschliessen an Deutschland vollenden können.

Es steht nicht in der Macht der Briten, sich jeder Einmischung in das götzendienerische Wesen der Indier zu enthalten. Nein, die britische Nation ist dazu berufen, das Christenthum und jene Civilisation über Asien zu verbreiten, welche die Menschen frei, glücklich und zufrieden macht. Mit diesen Gedanken muss das neueroberte Indien in Besitz genommen werden; — denn unsere mit Dampf und Elektricität forteilende Zeit will bei den Nationen das Amt der Missionaire übernehmen.

Leben Sie wohl! Believe me ever

yours very sincerely

Glion, unweit des Genfer Sees,
den 1. September 1857.

Leopold von Orlich.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.








Digitized by Google

